

Nachtridentinische Pfarrkirchen – Monumente des Gemeinnsinns?

Peter Hersche
**Kirchen als Gemeinschaftswerk.
 Zu den wirtschaftlichen und
 sozialen Grundlagen frühneuzeit-
 lichen Sakralbaus.** Basel, Schwabe
 Verlag 2022. 272 S., 16 Abb.
 ISBN 978-3-7965-4506-1. CHF 48,00

Herbert Karner und
 Martin Mádl (Hg.)
**Pfarrkirchen. Katholische und
 lutherische Sakralräume und ihre
 barocke Ausstattung.** Prag, Arte-
 factum 2021 [2022]. 500 S., zahlr. Abb.
 ISBN 978-80-88283-65-2. € 32,90

Zwei Neuerscheinungen sind einer Bauaufgabe gewidmet, die deutlich weniger erforscht ist als der monastische Kirchenbau, der im Kontext von ordensspezifischen Regularien, im Werk bedeutender Architekten oder als Bestandteil großer Klosteranlagen seit langem Interesse erregt. Pfarrkirchen sind bekanntlich in viel höherem Maße von den ortsspezifischen Gegebenheiten, der topographischen, politischen, sozialen und finanziellen Situation ihrer Gemeinde, abhängig. Dies erschwert eine übergreifende Untersuchung des heterogenen Materials. Obwohl Norbert Lieb (1992) und Bernhard Schütz (2000) grundlegende Werke zum barocken Kirchenbau in den katholischen Regionen Süddeutschlands publiziert haben, waren sie als Architekturhistoriker vorrangig an Bautypen und deren Entwicklung, weniger an kirchlichen Funktionen interessiert. Daher sind fast alle ihre Untersuchungen besonders anspruchsvollen Kloster- oder

Wallfahrtskirchen gewidmet. Das gilt auch für Meinrad von Engelbergs Werk über die Barockisierung mittelalterlicher Kirchen; obwohl darin auch einige Pfarrkirchen behandelt werden und kirchengeschichtliche Aspekte eine Rolle spielen, liegt der Schwerpunkt auf Dom- und Ordenskirchen (Engelberg 2005). Nur die relativ homogene Gruppe fränkischer Pfarrkirchen, die auf Initiative des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn im frühen 17. Jahrhundert erbaut oder neu ausgestattet wurden, ist gut bearbeitet (Schneider 1999; Schock-Werner 2005; Schock-Werner 2017). Wichtige Aufschlüsse für andere Regionen stammen von Historikern (z. B. Freitag 1998; Holzem 2000; Pfister 2002). Zweifellos ist das Thema nur fachübergreifend sinnvoll zu behandeln. Die im Folgenden besprochenen Bände beleuchten es denn auch methodisch ganz unterschiedlich: der erste aus historisch-soziologischer Sicht, der zweite überwiegend unter kunsthistorischen Aspekten. Trotzdem soll versucht werden, Thesen des ersten Bandes mit dem Material des zweiten abzugleichen.

KIRCHEN ALS GEMEINSCHAFTSWERK

Der Titel des Buches von Peter Hersche ist insofern irreführend, als er eine übergreifende Untersuchung zum Kirchenbau des 16. bis 18. Jahrhunderts zu versprechen scheint. Wie man in Vorwort und Einleitung erfährt, geht es dem Autor jedoch hauptsächlich um katholische Pfarrkirchen des Barock in der Innerschweiz, d. h. in den ländlich geprägten Kantonen Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri und Zug. Die besser erforschten Ordensbauten werden weitgehend ausgeschlossen, obwohl sie fallweise Vergleichsdaten abgeben und ihnen ein „stimulierender Einfluss“ zuerkannt wird (51). Wallfahrtskirchen sind gelegentlich einbezogen. Protestantische Bauten und Simultankirchen dienen hingegen nur als Kontrastmaterial,

auch wenn sie im fraglichen Zeitraum errichtet worden sind. Vergleichend geht der Autor auf die Verhältnisse in anderen Schweizer Kantonen ein (Kapitel 1.5). Damit ist das Bearbeitungsgebiet relativ klein. Im Verlauf der Lektüre erweist sich diese Beschränkung als sinnvoll und notwendig, denn nur in einem so eng umgrenzten Gebiet war diese dichte Quellenlage verfügbar und in angemessenem Zeitraum auszuwerten.

Das Buch basiert im Wesentlichen auf den Bänden der Schweizerischen Kunstdenkmäler, die nicht nur Baugeschichten und Beschreibungen liefern, sondern vielfach auch Quellenexzerpte enthalten. Die hierin verfügbar gemachten Inventarisierungsergebnisse der kantonalen Denkmalpfleger boten zusammen mit Guiden und Aufsatzliteratur eine Basis für statistische Auswertungen und die historisch-soziologischen Erkenntnisse, die Hersches Hauptinteresse bilden. Dass keine eigenen Archivforschungen des Autors eingeflossen sind, kann man ihm nicht verdenken, denn ein einzelner Wissenschaftler hätte in vertretbarer Zeit allenfalls Stichproben vornehmen können.

Hersches Barockbegriff, den er in der Nachfolge des Historikers Karl Lamprecht (1856–1915) mit einer „Kultur des Katholizismus“ gleichsetzt, changiert in seiner Darstellung: Er bezeichnet einerseits die Epoche des 17. und 18. Jahrhunderts, andererseits wird das Wort als Stilbegriff eingesetzt. So gelten auch manche Pfarrkirchen des 19. Jahrhunderts als „barock“, die – vor dem eigentlichen Historismus – in Bautypus und Ausstattung eine Kontinuität von Formen des 18. Jahrhunderts zeigen (54, 212ff.). Irritierend wirkt zunächst Hersches Meinung, dass der französische Kirchenbau und seine Folgen in der Westschweiz nicht als „barock“ zu bezeichnen seien; Frankreich stehe sogar für eine Art „Anti-Barock“ (60). An diesem Punkt erweist es sich als hilfreich, das zweibändige Opus des Autors von 2006 beizuziehen, denn darin erläuterte er ausführlich die divergierende Entwicklung des Katholizismus in Frankreich und den deutschsprachigen Ländern, die eine stark abweichende Formensprache nach sich zog, sodass er keinen gemeinsamen Begriff hierfür findet (Hersche 2006, Bd. I, Kap. 1.33).

Obwohl der Autor kurz die maßgeblichen Baumeisterfamilien und deren vorherrschende Bautypen in der Innerschweiz benennt (Kap. 1.2), verfolgt er keine kunsthistorische Zielsetzung. Über Statistiken, Hochrechnungen und aussagekräftige Einzelbelege widmet er sich hauptsächlich wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragen: Wie kam es seit dem Spätmittelalter zu verschiedenen Konjunkturwellen von Kirchenneubauten? Führten gegenreformatorische Vorgaben zur Wahl des „neuen Stils“? Welche Anlässe und Motivationen sind fassbar? Wie ging man von der Planung über die Finanzierung bis zur praktischen Durchführung des Bauwerks vor? Wer waren die Träger solcher Vorhaben, wer bestimmte Details der Ausführung? Welche Folgen hatten die kostspieligen Neubauten für die Wirtschaft der katholischen Regionen?

MODELL SCHWEIZ?

Da hier nicht alle Ergebnisse resümiert werden können, die Hersche anbietet, sei nur auf den wichtigsten Aspekt eingegangen, der im Haupttitel des Buches anklingt. Im Gegensatz zu Hartmut Zückert, der Leibeigenschaft und erzwungene Fronarbeit als Voraussetzungen für die Realisierung von Barockbauten im deutschen Raum identifizierte (1988), beschreibt Hersche den Pfarrkirchenbau als weitgehend gemeinschaftliches Projekt aller Stände. Zwar sind auch Beispiele für obrigkeitlich angeordnete Bauten überliefert, so im Territorium der Fürstabtei St. Gallen (107, 118, 121), aber in der Regel scheinen Standort, Größe, Auftragsvergabe und Finanzierung von den wahlfähigen Männern einer Gemeinde diskutiert und beschlossen worden zu sein (Kap. 3.1). Damit war auch Fronarbeit, die vor allem bei den Vorarbeiten für den Rohbau (Materialtransporte, Erdarbeiten) anfiel, vielfach ein akzeptiertes Unternehmen.

Vor allem in den Gebirgsregionen waren solche Einsätze nicht unüblich, denn auch andere schwere Arbeiten, die nur gemeinschaftlich zu stemmen waren (z. B. die Instandhaltung der Almen), galten traditionell als „Gemeinwerk“ (197f.). Nach Ausweis von Quellen wurden man-

che Transporte von Musikkapellen begleitet, die der Schwerarbeit festlichen Charakter verliehen (202). Zudem wurden solche Arbeiten überwiegend im Winter durchgeführt, wenn keine Feldarbeit zu leisten war, sodass den Bauern keine Arbeitszeit entging. Im Gegenteil kann ihnen eine zusätzliche Beschäftigung in dieser Jahreszeit, die sie zumindest mit Naturalien entschädigte, willkommen gewesen sein (126, 194f.). Frauen waren selbstverständlich von den Entscheidungsfindungen ausgeschlossen, obwohl sie ebenfalls zu schweren Arbeiten beitrugen (201). Ob in ihrem Fall Zwangsarbeit stattfand oder ebenfalls „Gemeinsinn“ als Motivation vorherrschte, ist kaum mehr zu beurteilen.

In dieser grundsätzlichen Differenz zu Zückerts Befunden spiegeln sich vermutlich die politischen Strukturen der Schweiz, in der es im 17./18. Jahrhundert keine Leibeigenschaft gab, hingegen ein grundsätzliches Mitspracherecht gegenüber der (teils gewählten) Obrigkeit. Vereinzelt überstimmte sogar eine Landsgemeinde den Willen eines Statthalters, so in Freienbach, Untertanengebiet der Abtei Einsiedeln (239). Auch das Faktum, dass die Pfarrkirchen zugleich säkulare Versammlungs- und Repräsentationsräume waren (242), dürfte die Bereitschaft zum kostenlosen Einsatz von Arbeitskraft befördert haben. Hierzu passt die Nachricht, dass man in Schwyz den Pfarrer von Anfang an aus der Baukommission ausschloss, denn dieser habe „zu dem, was weltlich“ sei, nichts zu sagen (121). Katholische Pfarrkirchen wurden also nicht nur als Kultorte begriffen, sondern auch oder sogar vorwiegend als gemeinsam nutzbare Großbauten (Abb. 1), die einer kollektiven Identität dienten (vgl. auch den Beitrag von Marion Romberg in dem anschließend besprochenen Band, 402, und – für das Fürstbistum Münster – Holzem 2000, 238ff.). Hersche bietet insgesamt hochoriginelle Ansätze zu einem umfassenden Verständnis der Bauaufgabe Pfarrkirche, die kunsthistorische Fragestellungen sinnvoll ergänzen können.

Das Buch von Herbert Karner und Martin Mádl unterscheidet sich von dem zuvor behandelten schon durch seine Konzeption. Es ist eine He-

rausgeberschrift, deren Beiträge in vier Teile eingeordnet sind. Wenige Aufsätze behandeln übergreifende Fragen; die Mehrzahl bezieht sich auf Fallbeispiele. Der Band ist als Gemeinschaftsprojekt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien (Karner) und der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag (Mádl) entstanden. Da er zugleich im Kontext der Forschungsgruppe „Baroque Ceiling Painting in Central Europe“ geplant wurde, liegt der Schwerpunkt mehrerer Beiträge auf der barocken Deckenmalerei, insbesondere auf deren Ikonographie. Der geographische Raum, aus dem die Beispiele stammen, umfasst Österreich, Tschechien/Böhmen, Polen/Schlesien und Ungarn, also Teile des alten Habsburgerreichs, außerdem einige deutsche Regionen. Da dieses große Gebiet nur stellenweise durch eine auch Quellen umfassende Kunstdenkmäler-Inventarisierung erschlossen ist, war eine ähnliche Auswertung, wie sie Hersche für die Innerschweiz vornehmen konnte, weder zu leisten noch im Interesse der Herausgeber. Trotzdem bietet der Band die Chance, ihn nach Aspekten des Pfarrkirchenbaus zu befragen, die Hersche behandelt hat.

PFARRKIRCHEN UND OBRIGKEITLICHE KONTROLLE

Der erste Beitrag des Wiener Historikers Martin Scheutz rückt eine vielfach vernachlässigte Quellengruppe, die Visitationsprotokolle, erneut in den Blick. Visitationen waren kein allein neuzeitliches Instrument zur Datenerhebung in den Pfarreien, aber sie wurden nach der Reformation engmaschiger und konsequenter eingesetzt (vgl. hierzu Freitag 1998, 170–177; Blaha/Spahr 2016). Das galt sowohl für protestantische Pfarreien als auch für katholische: Seit 1563 wurden Kontrollbesuche in zweijährigem Turnus vorgeschrieben, obwohl dies längst nicht überall realisierbar war; ab 1595 lag mit dem *Pontificale Romanum* ein verbindlicher Instruktionstext für die Inhalte vor (27f.). Die normativen *Instructiones fabricae* (1577) des Carlo Borromeo wirkten bekanntlich weit über die Erzdiözese Mailand hinaus; für die Diözese Regensburg wurde der Visitor Jacob Müller mit seinem deutsch-



Abb. 1 Schwyz, Pfarrkirche St. Martin (kath.), 1769–74 (Foto: Andreas Faester, [https://de.wikipedia.org/wiki/Pfarrkirche_St._Martin_\(Schwyz\)#/media/Datei:Schwyz_kirche.jpgg](https://de.wikipedia.org/wiki/Pfarrkirche_St._Martin_(Schwyz)#/media/Datei:Schwyz_kirche.jpgg))

sprachigen Buch *KirchenGeschmuck* (1591) maßgeblich. Scheutz nennt im Folgenden vor allem Aspekte österreichischer Visitationsprotokolle, die keineswegs flächendeckend ediert sind: Die Pfarrkirchen wurden vor allem auf ihren baulichen Zustand begutachtet; sie sollten solide, weiträumig und gut belichtet sein. Wenn eine Kirche baufällig, feucht oder dunkel war, ordnete der Visitor Abhilfe an – etwa das Einbrechen zusätzlicher Fenster (30f.), vermutlich auch den Ersatz mittelalterlicher Farbverglasung durch farblose Scheiben (zu Franken vgl. Schneider 1999, 80–83; zum Dekanat Vechta Freitag 2002, 102–106). Nur ausnahmsweise scheint die Finanzierung der notwendigen Maßnahmen, etwa eine Dacherneuerung, durch *fideles*, in den Blick geraten zu sein (30). Ob diese Gruppe von Gläubigen im angeführten Fall wohlhabende Patrone oder die Gesamtheit der Gemeinde umfasste, bleibt offen.

Weiteren Raum nahm die Kontrolle der inneren Ausstattung ein (31–47): der freie Blick vom

Hauptportal zum Hochaltar (der den Abbau von Lettnern bedingte), die Unterbringung des Allerheiligsten in einem zentralen Tabernakel (der frei stehende Sakramentshäuser obsolet machte) und große, über drei Stufen erhöhte Altartische mit Reliquien-Sepulcrum, die dem Zelebranten und dem Altardienst eine angemessene Bühne boten. Zu kleine Mensen sollten angestückt werden. Prächtige Sakramentshäuser verschonte man gelegentlich vom Abriss; hierfür war wohl meistens das Veto von Stifterfamilien maßgebend (vgl. dazu den Beitrag von Arwed Arnulf, 453). Altar- und Wandgemälde wurden nur dann moniert, wenn sie indezente oder offen reformatorische Inhalte vertraten (33; zur Erfassung der Altarikonographie vgl. Schneider 1999, 17–21). Gut hörbar und sichtbar musste der Prediger sein, weshalb eine Position der Kanzel in der Mitte des Langhauses oder an der Grenze von Langhaus und Chor bevorzugt wurde. Auch Beichtstühle sollten nicht versteckt stehen, auch wenn deren innere Gliederung nun

auf „Privatheit“ des Beichtenden angelegt war. Die Taufsteine, wesentliches Kennzeichen einer Pfarrkirche, wurden häufig aus der Mitte des Langhauses in eigene, abgeschrankte Bereiche oder Kapellen versetzt, um die Sakralität des Taufaktes zu betonen.

Scheutz versteht Visitationen als „wechselseitige kommunikative Austauschprozesse“ (26). Auch Ulrich Pfister war der Meinung, dass die Visitationsakten (in Graubünden) relativ wenig über Disziplinierungsvorgänge aussagten, hingegen in ihrer Beschäftigung mit materieller Kirchenausstattung deren „symbolische Botschaften“ vermittelten, die in ihrer Aussage für die Gemeinden zu entschlüsseln seien (Pfister 2016, v. a. 117). Zweifellos spiegeln die Protokolle aber auch das Anforderungsprofil der Diözese, das durch die normierten Fragenkataloge vorgegeben war, außerdem die Forderungen, die sich aus mangelhaften Zuständen vor Ort ergaben (vgl. Freitag 1998, 242–248). Reaktionen der Pfarrer und Gemeindemitglieder auf bauliche Veränderungen, die ja finanzielle Lasten mit sich brachten, wären wohl daraus erschließbar, ob, wie schnell und durch wen den obrigkeitlichen Auflagen nachgekommen wurde. Hier wären Einzelstudien zu konsultieren, die den Zustand einer bestimmten Kirche und ihrer Gemeinde sowie die jeweiligen Akteure über mehrere Visitationen hinweg verfolgten. Dies war jedoch nicht Aufgabe des vorliegenden Beitrags.

In seiner statistischen Methodik kommt Peter G. Tropper (51–63) einem der Ansätze von Hersche nahe. Der Autor vergleicht epochenübergreifend die finanzielle Ausstattung der Pfarreien im Bistum Gurk, die entweder dem Bischof oder dem Domkapitel unterstellt waren. Die bischöflichen Pfarreien verfügten im Verhältnis zu den Domstifts-Pfarreien über ein durchschnittlich mehr als dreifaches Stiftungsvermögen. Offenbar war hiervon abhängig, inwieweit die Kirchen barockisiert wurden: „Herausragend“ ist die Ausstattung der bischöflichen Pfarrkirchen von Grades, Lieding, Metnitz und Straßburg, während unter den Domstifts-Pfarreien nur Pisweg im 17. Jahr-

hundert neue Altäre und eine neue Kanzel erhielt (61–63). Wer die Initiatoren dieser Kampagnen jeweils waren und welche Rolle eine Konkurrenz der Pfarreien in der Ausstattungsfrage spielte, bleibt jedoch offen.

NEUBAUTEN ALS STIFTERMONUMENTE UND DIE PIETAS AUSTRIACA

Werner Telesko, der das Kapitel über katholische Pfarrkirchen anführt, betrachtet fünf Pfarrkirchen aus dem Wein- und Waldviertel in Niederösterreich (67–89). An ihnen wird deutlich, dass Neubauten auf potente Mäzene bzw. das Engagement der Grundherrschaft zurückgingen; wo solche Voraussetzungen fehlten, beschränkte man sich auf mehr oder weniger umfassende Barockisierungen der älteren Bauten. Neu erscheint, dass im 18. Jahrhundert auch adelige Fabrikanten als Stifter auftraten, so Johann Christoph Ferdinand (Graf) von Mallenthein (1682–1749), der ab 1722/23 bei seiner Textilfabrik in Groß-Siegharts einen kreuzförmigen Neubau von Donato Felice d'Allio mit Ausmalung von Carlo Carlone (1727) auf eigene Kosten errichten ließ. Die Finanzkraft des ortsansässigen Industriellen ermöglichte also die Beauftragung der bekanntesten Künstler seiner Zeit. Zweifellos diente die Stiftung auch der Repräsentation Mallentheins, denn er war erst 1719 in den Grafenstand erhoben worden. Welcher Art das Engagement der Bewohner in den Gemeinden war, die sich keinen Neubau leisteten, und ob sie irgendein Mitspracherecht hatten, wird nicht thematisiert; ein Vergleich mit den Schweizer Verhältnissen ist daher nicht möglich.

Die Pfarrkirche St. Leopold, die unter dem Patronat der Stadt Wien nach der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus dem ehemaligen Wiener Ghetto (1670) entstand und gänzlich kommunal finanziert wurde, könnte grundsätzlich ein korporatives Monument in Hersches Sinn sein; zweifellos wurde ihre Anlage und Ausführung in den städtischen Gremien diskutiert. Jedoch lässt die Beschreibung von Elena Holzhausen und Julia Strobl (91–116) keinen Zweifel daran, dass Patrozinium und Ausstattung ganz am regierenden Kaiserhaus ausgerichtet waren. Nicht nur der hl. Leopold wird

am Hochaltar gefeiert, sondern auch der verstorbenen Kaiser Leopold I., dessen Devise „Consilio et Industria“ seit der zweiten Ausstattungsphase zur Regierungszeit Karls VI. (1722–1724) den Chorbogen schmückt. Auch wenn ein Konsens der städtischen Führungsschicht zu dem Bauwerk führte, kann man die Kirche nur als Monument der Devotion gegenüber dem Landespatron und dem Kaiser verstehen. Die Vertreibung der Juden wurde als Akt der „Pietas Austriaca“ gedeutet, dem sich die Bevölkerung anschloss.

Nationalismus und Christentum verbündeten sich auch im ungarischen Szigetvár. Hier wurde nach der Wiedereroberung 1688 die Moschee des Ali Pascha zu einer Kirche umgestaltet. Zum 100-jährigen Jubiläum dieses Sieges ließ Lajos Festetics (1732–1797), Vizegespan des Komitats Tolna, die Kirche neu ausstatten, um sie so zu einem Monument des Sieges über die Osmanen zu machen. Die Deckenmalerei feiert weniger die militärische Stärke der christlichen Kämpfer als vielmehr deren überlegene Seelenstärke (János Jernyei-Kiss, 167–187).

TATKRÄFTIGE INITIATOREN

Ganz anders lag der Fall bei der Pfarrkirche St. Michael in Bertoldshofen (Allgäu). Obwohl der Augsburger Bischof Patronatsherr war und das Pflamamt Oberdorf die Pfarrei verwaltete, war es der Pfarrer Johann Ulrich Julius (1685/88–1765), der gegen den Widerstand von Teilen seiner Gemeinde und des Oberdorfer Pflamers ab 1727 für einen Neubau sorgte. Unterstützung hatte er wohl nur durch die ansässige Antoniusbruderschaft. Berthold Kress hat dargelegt, wie stringent der Pfarrer nicht nur für den Neubau, sondern auch für die Ausmalung der neuen Kirche sorgte: Er ließ mit Exempla aus der Bistums- und Lokalgeschichte einen hochooriginellen „Pfarrerspiegel“ darstellen (139–165). Ein Gemeinschaftswerk war seine Kirche sicher nicht, auch wenn die Sodaln für einen Teil der Finanzierung gesorgt haben dürften.

Die Zusammenarbeit von Pfarrer Johann Georg Schnöller mit einer örtlichen Sodalität, hier der Arme-Seelen-Bruderschaft, ermöglichte auch den Neubau der Kirche St. Johannes Baptist in

Bernbach, ebenfalls im Fürstbistum Augsburg gelegen. Das seit der Gründung 1741 bis zur Ausstattung der neuen Kirche 1766 angesammelte Bruderschaftsvermögen konnte sinnvoll für einen solchen Zweck eingesetzt werden, denn die fromme Investition diente zugleich dem Seelenheil der Mitglieder. So sind der Pfarrer und Vertreter der Bruderschaft im Chorfresko als Adoranten porträtiert (Marion Romberg, 401–423). Die Autorin weist sicher zu Recht darauf hin, dass die weitgehend unerschlossenen Bruderschaftsarchive noch bedeutende Aufschlüsse für die Rolle von Sodaln im Kirchenbau geben könnten.

Ein aktiver Pfarrer des 18. Jahrhunderts ist auch in Uhříněves (Aurzimowes) in Mittelböhmen bezeugt: Wenzel Johann Nepomuk Čipa, zugleich Kanonikus von Vyšehrad und Apostolischer Prototypar. Er reiste vor 1740 zu seiner Grundherrin, Maria Theresia Herzogin von Savoyen, nach Wien, um ihre Unterstützung für einen Kirchenneubau zu erbitten (Petra Oulíková, 373–398). Čipa war mit seiner Petition erfolgreich, sodass die Allerheiligenkirche 1740–43 von Thomas Adalbert Budil errichtet werden konnte. Die Patronin trug einen Teil der Baukosten; der Rest kam aus der „fabrica ecclesiae“ und von weiteren Wohltätern. Bei der Innenausstattung bestand Maria Theresia auf der Übersendung der Pläne für Hochaltar und Kanzel, um diese eigenhändig zu „verbessern“. Die Fürstin hatte durchaus Erfahrung, denn schon die Planung der Pfarrkirche in Kostelec nad Černými lesi (Schwarzkostelez), die 1735 mit ihrer Unterstützung begonnen wurde, hatte sie kritisch begleitet. Wichtig war ihr die prominente Aufnahme ihrer Namenspatronin, der hl. Teresa von Ávila, ins Allerheiligenbild.

Das Engagement eines geistlichen Patronatsherrn spiegelt ein von Maria Frańczak mitgeteilter Auftrag des Abundus Neumann (1702–1773), Abt des schlesischen Zisterzienserklosters Kamenz (Kamieniec Żąbkowicki), wider (119–137). Bevor auf seinem Gebiet neue Pfarrkirchen errichtet wurden, schickte der Abt eine Kommission, bestehend aus dem Baumeister Joseph Kauffmann und zwei Gemeindevertretern, zu den Pfarrkirchen der Benediktinerabtei Břevnov in Braunau (Brou-

mov), die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts neu errichtet worden waren (vgl. auch den Beitrag von Martin Mádl, 355–371). Die drei Männer sollten deren Bauweise begutachten und Grundrisse zeichnen. Wohl aufgrund dieses neu gewonnenen Anschauungsmaterials plante man die Kirchen von Baitzen (Byceń, 1771–74) und Dörndorf (Płonica, 1777) als späte Rezipienten von Bauten der Architektenfamilie Dientzenhofer. Welcher Einfluss den Gemeindevertretern bei der Ausführung zukam, wird nicht erwähnt.

Die Pfarrregulierungen unter Joseph II. läuteten das Ende des barocken Kirchenbaus in den habsburgischen Ländern ein. Anna Mader-Kratky beschreibt die Verdichtung des Pfarrnetzes als obrigkeitliche Maßnahme, für die 1782 Direktivregeln erlassen wurden. Pläne für Musterkirchen sahen nun karge Saalbauten mit einfachem klassizistischem Dekor vor. Barocke Dekorationen in älteren Kirchen wurden vielfach mit der Begründung ausgebaut, dass diese feuergefährlich seien (189–211). Es ist zu vermuten, dass diese Maßnahmen nicht durchweg auf die Zustimmung der Gemeinden trafen.

BAROCK IN EVANGELISCHEN PFARRKIRCHEN

Im dritten Teil des Buches beschreibt Heiko Laß reich ausgestattete lutherische Pfarrkirchen in Thüringen und an der Niederelbe mit typischen Ausstattungselementen wie Kanzelaltären oder lettnerartig zentriert eingebauten Kanzeln, anspruchsvollen Orgeln, skulpturalen Taufsteinabdeckungen und personalisierten Laiengestühlen (Abb. 2). Belehrende Bilder wurden nach einer Empfehlung Luthers oft mit Texten kombiniert und gerne an den Emporenbrüstungen angebracht. Auch Beichtstühle wurden noch aufgestellt, denn bis ins 19. Jahrhundert blieb die Einzelbeichte üblich (215–283). Laß weist darauf hin, dass der Landesherr zugleich „Summus Episcopus“ war, also neben seiner säkularen auch eine geistliche Führungsrolle hatte. Dies konnte bei entsprechender Interessenlage des Fürsten zu be-

deutenden Stiftungen führen. In der Regel war Kirchenbau und -ausstattung jedoch Sache der Gemeinde (217). Wenn einzelne Gemeindeglieder als Stifter tätig waren, wurde dieses Faktum per Inschrift oder Wappenschild für die Nachwelt festgehalten (269; so auch im katholischen Raum: Schneider 1999, 29–34). Vermutlich gäben Protokolle und Rechnungen der Gemeinden ein relativ klares Bild von den Abläufen beim Kirchenbau und bei dessen Ausstattung, die barocke Formen landestypisch variierte. Wie Deckenmalerei an den Holzdecken ostthessischer Pfarrkirchen aussah, die offenbar vom Landesherrn beauftragt wurden, zeigt der Beitrag von Götz J. Pfeiffer (285–305). Aufwendiger ist das Programm der Dreifaltigkeitskirche in Speyer, einem kommunalen Bau, der 1717 anlässlich des 200. Jubiläums der Reformation eingeweiht wurde. Wie Alexander Linke darlegt, sind darin kunstvoll lutherische und radikal pietistische Inhalte verbunden (307–327). Es ist denkbar, dass der Ausmalung von Emporen und Decke konfrontative Diskussionen vorausgingen.

Eine wichtige Ergänzung zu Laß ist der Beitrag von Arwed Arnulf (441–460). Der Autor weist darauf hin, dass die Reformation keineswegs überall einen Bildersturm hervorrief, sondern dass ein solcher nach Möglichkeit verhindert wurde. Man war bestrebt, die existente Ausstattung an Bildern und Skulpturen beizubehalten (vgl. Schleif 1990; Engelberg 2005, 497), denn es handelte sich ja nicht selten um Stiftungen der eigenen Vorfahren, und die Altäre waren nach wie vor mit Einkünften aus Jahrtagsstiftungen verbunden. Sowohl die genealogische Memoria als auch finanzielle Überlegungen verhinderten also eine Purifizierung (zum Bürgerprotest in Anhalt gegen fürstliche Anordnungen zum Abräumen von Altären vgl. auch Kaufmann 2006, 181). Im Magdeburger Dom kam es zu dem Kuriosum, dass ein (ehemals) wundertätiges Marienbild sogar seine Inschriftentafel behielt, auf dem ein Ablass für seine Verehrung verheißen wurde (451). Lediglich Kerzenstiftungen wurden unterbunden. Über die reiche Ausstattung großer Bürgerkirchen vor dem 19./20. Jahrhundert informiert seit dem 16./17. Jahrhundert eine eigene

Abb. 2 Altenbruch (Cuxhaven), St.-Nicolai-Kirche (ev.), Chorschranken mit Kanzel, 1709–12 (Foto: Michael Weisser; https://www.rice.de/12_COMP_WORLD/1813_ALTENBRUCH_NICOLAI_2018/2_Innen.html)



Buchgattung, die illustrierte Kirchenmonographie. Neue Bildausstattungen nahmen nun die Form von Epitaphien an, die „altgläubige Altarstiftungen als Repräsentationsmedium“ ersetzen. Epitaph[bücher] hielten deren Bestand bis zur Purifizierung oder Zerstörung vieler Bauten fest. Welche Dominanz ein großes skulpturales Epitaph in einer kleinen Pfarrkirche entwickeln konnte, zeigt Arnulf an der Kirche von Ketzür (Brandenburg), in der sich die niederadelige Familie Brösigke repräsentativ darstellte.

BAROCK IN BIKONFESSIONELLEN KIRCHEN

Auf die Frage, ob barocke Ausstattungen zumindest schwerpunktmäßig von katholischen Auftraggebern ausgingen, gibt Meinrad von Engelberg mit aussagekräftigen Beispielen eine Teilantwort (329–351): St. Anna in Augsburg, eine ehemalige Karmelitenkirche, war 1548 den Lutheranern übergeben worden; davon ausgenommen blieb die (katholische) Fuggerkapelle von 1518 im Westen.

1748 beschlossen die Protestanten, ihre Kirche zu modernisieren, und beauftragten Johann Georg Bergmüller mit Deckengemälden. Der bekannte Maler schlug ein Bildprogramm vor, das jedoch zu Gunsten eines Programms von Pfarrer Samuel Urlsperger (1685–1772) abgelehnt wurde; der Kirchenvorstand hatte offenbar das letzte Wort (339). Trotz der nun erfolgten Rokoko-Ausmalung behielt die Fugger-Kapelle ihre Renaissance-Ausstattung. Damit war der protestantische, barockisierte Teil der Kirche „moderner“ als der katholische.

Noch interessanter ist St. Martin in Biberach (Abb. 3), eine Basilika des 14. Jahrhunderts, deren Chor vom katholisch dominierten Patriziat der



Abb. 3 Biberach, Simultanpfarrkirche St. Martin (kath. und ev.), Blick von der Orgelempore. Ausmalung 1746–48 ([https://de.wikipedia.org/wiki/St._Martin_\(Biberach\)#/media/Datei:Stadtpfarrkirche_St._Martin_in_Biberach_2007-03-18.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/St._Martin_(Biberach)#/media/Datei:Stadtpfarrkirche_St._Martin_in_Biberach_2007-03-18.jpg))

Stadt genutzt wurde, während das Langhaus der evangelischen Bevölkerungsmehrheit übergeben worden war. 1746 stand eine Restaurierung an, für die beide Konfessionsgruppen denselben bekannten Maler, Johann Zick, beauftragten. Die evangelische Gemeinde wurde jedoch ein Jahr früher aktiv als die katholische. Zick entwarf zeittypisch illusionistische Deckengemälde, die die Jochgrenzen übergriffen, aber den Triumphbogen, die Grenze zwischen katholischem und evangelischem Raum, aussparten. Die Motivik gab man dem Maler zweifellos vor, denn sie enthält ikonographische Spitzen gegen die jeweils andere Konfession. Stilistisch stehen beide Raumteile jedoch auf derselben Stufe, wenn man davon absieht, dass der katholische Chorraum leicht retardierend

(Oberpfalz) als motivierend annahm (Engelberg 2005, 520).

GEMEINSAMKEITEN DER DEUTSCHSPRACHIGEN LÄNDER?

Peter Hersche deutete an, dass das Aktionsmodell, das er für den Pfarrkirchenbau der Innerschweiz aus Quellen entwickelte, möglicherweise auch für den Pfarrkirchenbau anderer Länder zutrefte (240). Die Einzelergebnisse im Aufsatzband von Karner und Mádl lassen erahnen, wie schwierig eine gemeinschaftliche Beurteilung in den deutschen und habsburgischen Ländern des 17. und 18. Jahrhunderts ist. Die unterschiedlichen Verhältnisse in den geistlichen und weltlichen Territorien, die mit den Zeitläuften und Amtsträgern

plastische Stuckrahmen erhielt, während im Langhaus auch die Rahmen illusionistisch waren. Eine Gleichsetzung von „barock“ und „katholisch“ ist hier also nicht gegeben, jedoch vielleicht eine „belebende Konkurrenz“ zwischen den Konfessionen, die Engelberg in Berching

wechselten, machen es zweifelhaft, ob man zu einem gemeinsamen Modell kommen kann.

Allenfalls die freien Städte könnten sinnvolle Vergleiche zu den schweizerischen „Gemeinwerken“ abgeben, denn hier lag die Anlage, Finanzierung und Ausstattung der Pfarrkirchen ebenfalls in der Verantwortung der Bürger. Wie Klaus Jan Philipp (1987) anhand spätmittelalterlicher Pfarrkirchen in Schwaben gezeigt hat, machte die Einführung des kommunalen Kirchenpflegeramtes die Verwaltung des „Gotteshausvermögens“ zu einer „gemeindliche[n] Angelegenheit“. Die „fabrica ecclesiae“ war auch in Schwaben Hauptträger der Baulast, während der Zehntherr – wie in der Schweiz – für die Errichtung des Chors zuständig war. Im Kurfürstentum Köln hatte hingegen der Pfarrer für den Chor zu sorgen, der Patronatsherr für das Langhaus und die Gemeinde für den Turm (Holzem 2000, 242).

Im frühneuzeitlichen Westfalen wurde das Kirchenvermögen oft aus Eigennutz der Patronatsherren, die die Provisoren (Pfleger) einsetzten, oder aus mangelnder Sorgfalt veruntreut, sodass es nicht für den Zweck der Bauerhaltung zur Verfügung stand (Holzem 2000, 260–264; zum Amt des Provisors im Dekanat Vechta vgl. Freitag 1998, 234–242). In Graubünden scheinen teilweise ähnliche Verhältnisse geherrscht zu haben (Pfister 2016, 139). Im Fürstbistum Münster versuchte man, über die Versteigerung von Plätzen in den vereinheitlichten Kirchenbänken, die ältere Familiengestühle ersetzt hatten, die Kirchenkasse aufzubessern. Auch wenn die neuen Bänke nun im Langhaus standen, ermöglichten sie nach wie vor soziale Distinktion (Holzem 2000, 245–248).

Neubauten erfolgten in den schwäbischen Städten auf Ratsbeschluss, beruhten also wie in der Schweiz auf einem diskursiven Prozess (Philipp 1987, 21f.). Die großen Baukampagnen im posttridentinischen Fürstbistum Würzburg (in Formen der Renaissance und Nachgotik) gingen zwar von Fürstbischof Julius Echter aus und wurden von seiner Kammer geleitet, aber die Ausführungskosten waren weitgehend von den jeweiligen Trägern der Baulast, den Patronatsherren oder der Gemeinde selbst, zu schultern; üblich war deshalb

die Aufnahme von Darlehen (Schneider 1999, 73–83, 118–120; Schock-Werner 2005; Schock-Werner 2017). Im Fürstbistum Münster waren die Landkirchen im Dreißigjährigen Krieg so stark in Mitleidenschaft gezogen und anschließend vernachlässigt worden, dass selbst eine schlichte Sanierung der Altbauten fürstbischöfliche Zuwendungen erforderte; an Barockisierungen war erst im 18. Jahrhundert zu denken (Holzem 2000, 237–260).

In manchen Gemeinden opponierten Bauern gelegentlich gegen ihre Belastung durch Fronarbeit, so z. B. 1766 in Lutzingen (Lkr. Dillingen). Die Arbeiten für den Neubau der Pfarrkirche St. Michael wurden hier nur unter Strafandrohung fortgeführt (Layer 1968; weitere Beispiele bei Zückert 1988). Solche Nachrichten geben aber wahrscheinlich nur einen Teil der Realität wieder, denn die vielen Fronarbeiten, die klaglos, vielleicht sogar einsichtig durchgeführt wurden, sind nicht aktenkundig. In welchem Verhältnis erzwungene und mehr oder weniger freiwillige Fronarbeit in den deutschen und habsburgischen Regionen stand, ist noch nicht ausreichend erforscht – wenn überhaupt noch eruierbar.

Barocke Neuausstattungen allein auf die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zurückzuführen, greift mit Sicherheit zu kurz. Denkbar erscheint, dass die Entscheidung für oder gegen einen Neubau bzw. eine Modernisierung von den jeweils vor Ort verfügbaren finanziellen Mitteln abhängig war – seien sie durch bischöfliche Zuwendungen, einen geneigten Grundherrn, korporative Stiftungen oder eine gut dotierte „fabrica ecclesiae“ bedingt. Eine Mitsprache von Gemeindegliedern verschiedener Schichten, wie Hersche sie als Idealmodell beschreibt, ist außerhalb der Schweiz wohl allenfalls in Städten (vgl. Schneider 1999, 29–34) oder bei der Beteiligung von Bruderschaften denkbar. Die Auswertung einer breiten Datenbasis in den verschiedenen Regionen würde ein belastbareres Bild vom barocken Pfarrkirchenbau schaffen. Dieses bleibt jedoch vorerst ein desiderat.

LITERATUR

Dagmar Blaha/Christopher Spehr (Hg.), *Reformation vor Ort. Zum Quellenwert von Visitationsprotokollen*, Leipzig 2016.

Meinrad von Engelberg, *Renovatio Ecclesiae. Die „Barockisierung“ mittelalterlicher Kirchen* (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 23), Petersberg 2005.

Werner Freitag, *Pfarrer, Kirche und ländliche Gemeinschaft. Das Dekanat Vechta 1400–1803* (Studien zur Regionalgeschichte 11), Bielefeld 1998.

Werner Freitag, Tridentinische Pfarrer und die Kirche im Dorf, in: Norbert Haag/Sabine Holtz/Wolfgang Zimmermann (Hg.), *Ländliche Frömmigkeit. Konfessionskulturen und Lebenswelten 1500–1850*, Stuttgart 2002, 83–114.

Peter Hersche, *Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter*, Bd. 1–2, Freiburg i. Br./Basel/Wien 2006.

Andreas Holzem, *Religion und Lebensformen. Katholische Konfessionalisierung im Sendgericht des Fürstbistums Münster 1570–1800* (Forschungen zur Regionalgeschichte 33), Paderborn 2000.

Thomas Kaufmann, *Konfession und Kultur. Lutherischer Protestantismus in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts* (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe 29), Tübingen 2006.

Adolf Layer, Zur Baugeschichte der Pfarrkirche Lutzingen, in: *Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen* 70, 1968, 170–175.

Norbert Lieb, *Barockkirchen zwischen Donau und Alpen*, München 1953, 61992.

Ulrich Pfister, Geschlossene Tabernakel – saubere Paramente: Katholische Reform und ländliche Glaubenspraxis in Graubünden, in: *Ländliche Frömmigkeit* 2002, 115–141.

Klaus Jan Philipp, *Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur. Eine Studie am Beispiel der Pfarrkirchen der schwäbischen Reichsstädte im Spätmittelalter* (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 4), Marburg 1987.

Corine Schleif, *Donatio et memoria: Stifter, Stiftungen und Motivationen an Beispielen aus der Lorenzkirche in Nürnberg* (Kunstwissenschaftliche Studien 58), München 1990.

Wolfgang Schneider, *Aspectus Populi. Kirchenräume der katholischen Reform und ihre Bildordnungen im Bistum Würzburg* (Kirche, Kunst und Kultur in Franken 8), Regensburg 1999.

Barbara Schock-Werner, *Die Bauten im Fürstbistum*

Würzburg unter Julius Echter von Mespelbrunn 1573–1617. Struktur, Organisation, Finanzierung und künstlerische Bewertung, Regensburg 2005.

Barbara Schock-Werner, Bauen in der Fläche. Echters Baupolitik im Hochstift, in: Damian Dombrowski/Marcus Josef Maier/Fabian Müller (Hg.), *Julius Echter. Patron der Künste. Konturen eines Fürsten und Bischofs der Renaissance*. Ausst.kat. Martin von Wagner Museum Würzburg, Berlin 2017, 115–134.

Bernhard Schütz, *Die kirchliche Barockarchitektur in Bayern und Oberschwaben 1580–1780*, München 2000.

Hartmut Zückert, *Die sozialen Grundlagen der Barockkultur in Süddeutschland* (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 33), Stuttgart/New York 1988.

PROF. DR. SYBILLE APPUHN-RADTKE
Augsburg
appuhn-radtke@t-online.de